



Kammerl | Lampert | Müller [Hrsg.]

Sozialisation in einer sich wandelnden Medienumgebung

Zur Rolle der kommunikativen Figuration Familie



Nomos

Medienpädagogik | Media Education

herausgegeben von

Prof. Dr. Anja Hartung-Griemberg

Dr. Claudia Lampert

Prof. Dr. Daniel Süß

Prof. Dr. Christine Trültzsch-Wijnen

Band 6

Rudolf Kammerl | Claudia Lampert | Jane Müller [Hrsg.]

Sozialisation in einer sich wandelnden Medienumgebung

Zur Rolle der kommunikativen Figuration Familie



Nomos

© Titelbild: Good Studio – stock.adobe.com

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2022

© Die Autor:innen

Publiziert von
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3–5 | 76530 Baden-Baden
www.nomos.de

Gesamtherstellung:
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3–5 | 76530 Baden-Baden

ISBN (Print): 978-3-8487-8482-0

ISBN (ePDF): 978-3-7489-2862-1

DOI: <https://doi.org/10.5771/9783748928621>



Onlineversion
Nomos eLibrary



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

Vorwort

Wie verändert sich das Aufwachsen von Kindern in einer tiefgreifend mediatisierten Gesellschaft? Wie wandeln sich im Zusammenhang mit der Digitalisierung Kindheit und Jugend? Wachsen Kinder, die häufig ein Smartphone nutzen, womöglich zu fremdbestimmten, (selbst)süchtigen, unglücklichen Menschen heran? Oder werden sie (frühzeitig) selbstständig, selbstbewusst und verstehen es, die digitalen Medien für ihre Anliegen zu nutzen?

Um Antworten darauf geben zu können, braucht es Studien, die medienbezogene Sozialisation langfristig verfolgen und tiefere Einblicke geben, wie digitale Medien das Leben von Kindern und deren soziale Beziehungen, etwa zu ihren Eltern, verändern. Langzeitprojekte sind jedoch für Forschende wie Teilnehmende aufwändig und daher vergleichsweise rar. Umso mehr freuen wir uns, in diesem Buch erste Befunde aus dem DFG-Projekt „Connected Kids – Sozialisation in einer sich wandelnden Medienumgebung“ (ConKids) zu berichten, das wir seit 2018 an der Friedrich-Alexander-Universität Nürnberg-Erlangen (FAU) und am Leibniz-Institut für Medienforschung | Hans-Bredow-Institut (HBI) in Hamburg durchführen. Der englische Kurztitel „Connected Kids“ verweist bereits auf eine bedeutsame Veränderung von Kindheit: Kinder sind frühzeitig durch die digitalen Medien mit Eltern, Peers und anderen digital verbunden. Aber wie verändert sich diese Verbundenheit mit zunehmendem Alter und sich verändernden Medienensembles und -repertoires? Was bedeutet das z. B. im Hinblick auf soziale Beziehungen, das Autonomiebestreben und die Selbständigkeit von Kindern? Diesen und anderen Fragen gehen wir in unserer Studie nach.

Dieses Projekt ließ sich nur dank der Hilfe zahlreicher Kolleginnen und Kollegen verwirklichen. Bedanken möchten wir uns sehr herzlich bei Marcel Rechlitz, der das Projekt von Beginn an begleitet und die Interviews mit den Familien in Hamburg geführt hat. Zu dem Hamburger Team zählten zudem Jana Hamann und Lisa Zastrow, die in der Endphase ihres Studiums das Projekt tatkräftig unterstützten, sowie Lina Kröhnert, die auch an der Planung der nächsten Projektphase aktiv beteiligt ist.

In Nürnberg wurde das Team neben Katrin Potzel zeitweilig und in großartiger Weise durch Andreas Dertinger und Paul Petschner erweitert, die sich – wie auch Dr. Jane Müller – nach Abschluss der ersten Projektphase anderen Projekten zuwenden. Ein besonderer Dank geht überdies

an Hannah Japp und Nadja Pfattheicher, ohne deren Einsatz dieses Buch jetzt noch nicht vorliegen würde.

Überdies möchten wir uns bei den Kolleginnen und Kollegen bedanken, die seit Jahrzehnten in dem Bereich forschen und unser Projekt maßgeblich inspiriert haben: Dies sind zum einen Prof. Dr. Ingrid Paus-Hasebrink, die mit ihrer Langzeitstudie zur Mediennutzung von Kindern aus sozial benachteiligten Familien eine wichtige Grundlage geschaffen hat, die uns immer wieder hilft, unsere Befunde einzuordnen und zu reflektieren, Prof. Dr. Andreas Lange mit seiner Expertise im Bereich der Familienforschung und des Doing-Family-Ansatzes sowie Prof. Dr. Andreas Hepp und Prof. Dr. Uwe Hasebrink als die Initiatoren des Forschungsverbundes „Kommunikative Figurationen“, der für uns in theoretischer, methodologischer und sozialer Hinsicht einen wichtigen Rahmen bildet und uns überhaupt erst motiviert hat, dieses Projekt zu beantragen. Bedanken möchten wir uns zudem bei Prof. Dr. Sonja Livingstone, deren Forschungsarbeiten unsere Perspektive auf die Mediennutzung von Kindern sowie dieses Projekt in vielfältiger Weise beeinflusst haben.

Der größte Dank gilt aber natürlich den Familien in Nürnberg und Hamburg, die wir bisher zwei Jahre begleiten durften, und die uns persönliche Einblicke in ihren Alltag und ihr Zusammenleben gewährt haben. Wir danken den Kindern ihren Eltern sehr für ihre Offenheit und ihr Vertrauen und freuen uns über die Möglichkeit, das Projekt noch weitere drei Jahre fortzusetzen. Mit Vorfreude bereiten wir derzeit die nächsten Interviews vor. Wir sind gespannt, was sich seit der letzten Begegnung verändert hat und wie die Familien mit gegenwärtigen und künftigen medienbezogenen Herausforderungen umgehen (werden). Wer mag, kann die Projektaktivitäten unter www.sozialisation.net mitverfolgen.

*Nürnberg und Hamburg im Juni 2022
Rudolf Kammerl, Claudia Lampert und Jane Müller*

Inhalt

Abbildungsverzeichnis	9
Tabellenverzeichnis	11
1. Medienumgebung, Kommunikation und Kindheit im Wandel <i>Rudolf Kammerl, Claudia Lampert & Jane Müller</i>	13
2. Sozialisation in einer mediatisierten Gesellschaft – Einordnung in das Forschungsfeld <i>Claudia Lampert & Rudolf Kammerl</i>	21
3. Eine figurationstheoretische Perspektive auf Sozialisation <i>Rudolf Kammerl & Claudia Lampert</i>	37
4. Methodologische und methodische Anlage der ConKids-Studie <i>Katrin Potzel & Claudia Lampert</i>	55
5. Medienbezogene Sozialisation im Grundschulalter: Aushandlungsprozesse im strukturierten Rahmen der Familie <i>Andreas Dertinger, Paul Petschner & Jane Müller</i>	71
6. Medienbezogene Sozialisation nach dem Übergang auf die weiterführende Schule: Aushandlungsprozesse zwischen Familie und Peers <i>Katrin Potzel, Jane Müller und Marcel Rechlitz</i>	125
7. Zusammenführung der Ergebnisse <i>Jane Müller, Katrin Potzel, Andreas Dertinger & Paul Petschner</i>	171
8. Medienbezogene Sozialisation in der Familie: Einordnung und Fazit <i>Rudolf Kammerl, Claudia Lampert, Jane Müller, Katrin Potzel, Andreas Dertinger & Paul Petschner</i>	187
9. Anhang	209
10. Literatur	247

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	„Eine Figuration interdependenter Individuen – Familie, Staat, Gruppe, Gesellschaft“ (Elias, 1971)	40
Abbildung 2:	Theoretisch-konzeptioneller Rahmen der Studie	49
Abbildung 3:	Anlage der Studie	59
Abbildung 4:	Erhebungsmethoden	62
Abbildung 5:	Beispiel für unterschiedliche Medien-Akteurs-Relationen (links: jüngere Kohorte und rechts: ältere Kohorte)	63
Abbildung 6:	Datenaufbereitung und -auswertung	66
Abbildung 7:	Medienrepertoire von Sophie in Erhebungswelle 1	80
Abbildung 8:	Medienrepertoire von Henry in Erhebungswelle 1	81
Abbildung 9:	Medienrepertoire von Emil in Erhebungswelle 1	82
Abbildung 10:	Medienrepertoire von Pauline in Erhebungswelle 1	134
Abbildung 11:	Medienrepertoire von Johann in Erhebungswelle 1	135
Abbildung 12:	Medienrepertoire von Hannah in Erhebungswelle 1	136
Abbildung 13:	Medienrepertoire von Johann in Erhebungswelle 2	138

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Vereinfachte Samplingübersicht	60
Tabelle 2:	Samplingübersicht jüngere Kohorte	74
Tabelle 3:	Samplingübersicht ältere Kohorte	127

1. Medienumgebung, Kommunikation und Kindheit im Wandel

Rudolf Kammerl, Claudia Lampert & Jane Müller

In einem relativ kurzen Zeitraum haben sich – wie in allen modernen Gesellschaften – auch in Deutschland die Medienlandschaft und die Mediennutzung stark verändert. Die Mehrheit der heute am häufigsten genutzten Internetangebote ist noch keine 20 Jahre alt. 2004 ging *Facebook* online, 2005 wurde die Videoplattform *YouTube* gegründet, 2009 kam der Messenger *Whatsapp* hinzu, 2010 die Foto- und Video-Sharing-App *Instagram* und 2014 die Video-Plattform *musical.ly*, aus der 2018 schließlich *TikTok* hervorging. Auch die Geräte, mit denen das Internet genutzt wird, haben sich verändert. Die ersten erfolgreichen Smartphones kamen 2007/2008 auf den Markt, 2010 das *iPad*, und inzwischen bieten auch die meisten TV-Geräte die Möglichkeit, online zu gehen (SmartTV). Hinzu kommen viele Alltagsgegenstände und -geräte (z. B. Lautsprecher, Kühlschränke, Heizungen, Lampen), aber auch Spielzeuge für Kinder (Smart Toys), die mit dem Internet verbunden sind oder per App oder Sprache gesteuert werden können. Mit diesen Entwicklungen geht eine umfassende Ausweitung der digitalen Infrastruktur einher. Der Ausbau des Glasfasernetzes und des mobilen Internets ermöglicht immer mehr, überall oder jederzeit auch datenintensivere Anwendungen zu nutzen. Die Dynamik des digitalen Wandels ist dabei scheinbar ungebrochen, und unter dem Schlagwort Digitalisierung wird die Integration neuer Technologien in allen gesellschaftlichen Teilbereichen weiter vorangetrieben. In keinem Zeitraum zuvor haben sich die in der Gesellschaft verfügbaren Technologien und Medien so schnell verändert. Dadurch wachsen Kinder heute in ganz anderen Medienumgebungen auf als noch die Generation ihrer Eltern. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass sowohl bei Eltern als auch Lehrkräften große Unsicherheiten bezüglich der Auswirkungen der Mediennutzung und entsprechend auch medienerzieherischer Fragen existieren.

Aufgrund des schnellen und tiefgreifenden Medienwandels ist bislang noch relativ wenig Wissen vorhanden, wie sich das Aufwachsen von Kindern in einer von digitalen Medien geprägten Gesellschaft verändert. Querschnittstudien wie etwa die Untersuchungen des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest bieten für Deutschland wichtige Daten

zur Medienausstattung sowie -nutzung und dokumentieren die medialen Veränderungen. Um allerdings nachzeichnen zu können, wie sich das Aufwachsen von Kindern hierdurch verändert, braucht es auch Studien, die zum einen diese Prozesse über einen längeren Zeitraum begleiten und zum anderen die Rolle der Medien in diesem Prozess genauer analysieren. Das von der DFG geförderte Forschungsprojekt „Connected Kids: Sozialisation in einer sich wandelnden Medienumgebung (Conkids)“¹ stellt sich dieser Herausforderung und zielt darauf ab, mittels einer qualitativen Längsschnittstudie einen empirisch fundierten Beitrag zur Sozialisationsforschung zu leisten.

Für die Sozialisationsprozesse nimmt die Art und Weise, wie Gesellschaften Kommunikation gestalten, einen zentralen Stellenwert ein. So kann im Anschluss an Luhmann Kommunikation als die zentrale Operation sozialer Systeme gefasst werden (Luhmann, 1981, S. 26ff.). Über sie wird soziale Ordnung hergestellt und das Wissen einer Gesellschaft wird von Generation zu Generation über diese weitergegeben. Menschen verwirklichen in kommunikativen Zusammenhängen die Kultur, in der sie leben (Krotz, 2001, S. 51ff.). Folglich verändert ein Wandel von Kommunikation notwendigerweise auch das Handeln der Menschen, ihre Kultur und somit Gesellschaften als Ganzes. Der **Prozess des kommunikativen Wandels** wird derzeit vor allem assoziiert mit der Verbreitung digitaler Medien (computerbasierte Kommunikations- und Informationssysteme wie Smartphones, Tablets und Notebooks) in allen gesellschaftlichen Lebensbereichen und dem Internet. So wuchs die Zahl der Mediengeräte, die Kindern zur Verfügung stehen, in den letzten Jahren stetig an. Dabei verlagerte sich die Mediennutzung einerseits mehr und mehr in die Kinderzimmer (Süss et al., 2013; Wagner & Lampert, 2013). Andererseits wurden digitale Medien zunehmend mobil und damit omnipräsent: In Deutschland besitzen inzwischen 42 Prozent der Kinder zwischen acht und neun Jahren und 94 Prozent der Jugendlichen zwischen 12 bis 19 Jahren ein eigenes Smartphone (mpfs, 2021b, 2021a). Bereits vor der Covid-19-Pandemie stieg die Internetnutzung kontinuierlich an. Lockdowns und Distance Schooling haben zuletzt zu einer weiteren Zunahme der Nutzung digitaler Endgeräte beigetragen. Der Wandel beinhaltet aber nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Veränderungen. In der Kommunikationswissenschaft wird dieser Metaprozess als **Mediatisierung** (Hepp, 2016, S. 2016;

1 DFG-Projekt „Connected Kids – Sozialisation in einer sich wandelnden Medienumgebung (Conkids)“ (KA 1611/LA 2728, Laufzeit: 2018–2021). Das Projekt wurde in 2021 um drei weitere Jahre verlängert.

Krotz, 2014, 2017) beschrieben, ein durch verändertes (Medien-)Handeln auf mehreren Ebenen bedingter gesellschaftlicher Wandel von nahezu allen Lebenswelten, der sich entsprechend auch in einer Mediatisierung des Familienlebens sowie der Sozialisation innerhalb von Familien niederschlägt. Unter historischer Perspektive können wiederholt Umbrüche beobachtet werden, die mit neuen technologischen Entwicklungen und veränderten sozialen Kommunikations- und Interaktionsformen verknüpft sind. Zu diesen Mediatisierungsschüben zählen beispielsweise die Mechanisierung, die Elektrifizierung und die Digitalisierung (Couldry & Hepp, 2017, S. 84). Durch die Mechanisierung wurde die Unterstützung der menschlichen Arbeit durch technische Geräte, wie z. B. die Druckerpresse ermöglicht. Die Elektrifizierung stellt den zum Ende des 19. Jahrhunderts stattfindenden Prozess einer Ausweitung der Stromnetze dar, durch den eine flächendeckende Versorgung mit Elektrizität und schließlich mit Radio und Fernsehen erfolgte. Die Digitalisierung wurde mit dem Aufkommen und der Verbreitung der Computertechnik angestoßen, durch die sich eine digitale Infrastruktur etablierte (Krotz, 2017, S. 28).

Im Rahmen des Mediatisierungsprozesses lassen sich auch qualitative Veränderungen beobachten: So werden technische, räumliche, zeitliche und soziale Bedingungen durch die persistent und ubiquitär im Netz verfügbaren neuen Unterhaltungs-, Kommunikations- und Informationsangebote **entgrenzt**. Diese Entgrenzungsprozesse – Prozesse der Entstrukturierung und Entstandardisierung, die aber auch mit der Bildung neuer Strukturen und Abgrenzungen einhergehen – konfrontieren Individuen, soziale Gruppen und auch Organisationen nicht nur mit neuen Chancen, sondern auch mit der Herausforderung, sich (neu) zu verorten. Folgt man mit Friedrich Krotz (2017) und Andreas Hepp (2011) der sozial-konstruktivistischen Tradition der Mediatisierungsforschung geht der Mediatisierungsschub der Digitalisierung mit besonders intensiven gesellschaftlichen Veränderungen einher. Hepp (2021) kennzeichnet diesen Schub mit dem Begriff der **tiefgreifenden Mediatisierung** und charakterisiert ihn anhand von fünf Trends: Durch die Ausdifferenzierung entwickeln sich eine Vielzahl technischer Endgeräte, medialer Angebote und Inhalte, die immer unüberschaubarer für die Nutzenden werden. Gleichzeitig sind diese medialen Angebote aufgrund der Digitalisierung sowie der technologischen Konvergenz nahezu allgegenwärtig und zeitlich unbegrenzt verfügbar. Hinzu kommt eine durch die Konnektivität bedingte Vernetzung dieser Angebote über das Internet, wodurch der mediale Austausch von einer zunehmenden Datafizierung gekennzeichnet ist und persönliche Daten von verschiedenen Stellen gesammelt und ausgewertet werden (können). Des Weiteren kommt ein erhöhtes Innovationstempo hinzu, das eine Entwick-

lung immer neuer Medien und Angebote bedingt. Da der Mediatisierungsprozess gesellschaftliche Teilsysteme nicht gleichermaßen erfasst, sondern vielmehr an deren eigenen Binnenstrukturen und Dynamiken gekoppelt wird, stellt sich die Frage, wie sich in diesem Transformationsprozess strukturelle und prozessuale Aspekte von Sozialisation verändern.

Mit der zunehmenden Medienausstattung von Privathaushalten sind Medien für Kinder von Geburt an leicht zugänglich. Wie dieser Zugang moderiert bzw. durch die Anschaffung zusätzlicher Geräte gefördert wird, steht in Verbindung mit der Einschätzung potenzieller Risiken und Chancen durch die Eltern. Fragen nach einer kindgerechten Mediennutzung stellten sich allerdings schon vor dem digitalen Wandel. Dabei ist zu beachten, dass soziokulturell und historisch relative Konstruktionen der Kindheit konstitutiv für gesellschaftlich organisierte Enkulturationshilfen sowie für die Regulation des Zugangs der Kinder zur Welt der Erwachsenen sind. Anhand der Entwicklung von Kindheitsbildern und -wahrnehmungen zeigte unter anderem Philippe Ariés (1996), dass Kindheit als eigenständige Lebensphase ein Konstrukt der Moderne ist. Ausgehend von dieser Konstruktion wurde ein Schutz- und Schonraum² geschaffen, mit dem negative Einflüsse von Kindern ferngehalten und pädagogisch auf diese eingewirkt werden soll. Durch die Omnipräsenz digitaler Medien erscheint eine solche Abschirmung heute kaum mehr möglich. Die Beobachtung, dass die Trennung der Erwachsenenwelt von der der Kinder durch Medien weitgehend aufgehoben wird, spitzen Meyrowitz (1987) und Postman (1987) bereits vor der Jahrtausendwende auf die viel diskutierte These

2 Der Jugendmedienschutz etablierte sich in Folge der gesellschaftlichen Bemühungen um den Jugendschutz. Dieser fand zunächst Mitte des 19. Jahrhunderts seinen Ausdruck in Arbeitsschutzbestimmungen und trug direkt zur Verringerung der Kindersterblichkeit bei. Kinder und Jugendliche sollten aber nicht nur vor gesundheitlichen, sondern auch vor sittlichen Gefahren geschützt werden. Das Verbot von unzüchtigen Schriften gegen Ende des 19. Jahrhunderts begründete sich zunächst nicht aus der Entwicklungstatsache, sondern aus dem Schutz von Sitte und Moral im Allgemeinen. Die Initiativen leiteten sich also einerseits aus dem normativen Wertehorizont des (bildungs-)bürgerlichen und wertekonservativen Milieus sowie kirchlicher Organisationen ab und waren andererseits mit kausalen Wirkungsannahmen verbunden – in dem Sinne, dass als ‚schlecht‘ bewertete Medien Menschen ‚schlecht‘ machen. Mit der Durchsetzung der Meinungsfreiheit als zentrales Element der demokratischen Grundordnung wurden die Verbote auf Kinder und Jugendliche eingegrenzt. Die Annahmen einer starken und negativen Medienwirkung trugen wesentlich dazu bei, die Beschränkungen des Kinder- und Jugendmedienschutzes rational zu begründen und durchzusetzen – auch wenn die wissenschaftlichen Untersuchungen dies nicht in der erhofften Deutlichkeit belegen (Junge, 2013, S. 100–101).

zu, dass in der abendländischen Zivilisation die Idee der Kindheit im Verschwinden begriffen sei, und dass elektronische Medien diese Entwicklung beschleunigen würden. Eine solche These entspricht allerdings nicht dem gegenwärtigen medienpädagogischen Diskurs, der die Medienpraktiken der Kindheit in den Blick nimmt (Blaschke-Nacak et al., 2018, S. 15). Mit dem Begriff der **Medienpraktiken** werden alltägliche praktische Handlungen gefasst, die menschliche Akteurinnen und Akteure und Medien in eine wechselseitige Relation setzen (Dang-Anh et al., 2017). In der praxistheoretischen Medienforschung werden damit Regelmäßigkeiten und Routinen der Mediennutzung in sozialen Kontexten betrachtet. Medienpraktiken werden als gesellschaftlich geteilte soziale Praktiken aufgefasst, die auf Konventionen beruhen und deshalb nicht als Umsetzung individueller, intentionaler Handlungen verstanden werden. Wenn Kinder an Medienpraktiken in Familien teilhaben, sind sie nicht als deren alleinige Initiatoren zu verstehen, sondern sie sind auf vielfältige Weise in die familialen Verhaltens- und Denkmuster eingebunden. Durch die Medientechnologie rücken auch ökonomische und technologische Aspekte der Medienpraktiken in den Blickpunkt. So betont Couldry (2012) einerseits die kommerziellen Interessen der Ökonomie (Marktlogik) an Medienpraktiken und andererseits die den Medientechnologien per Hard- und Software eingeschriebenen Funktionsweisen, also etwa die automatisierte Sozialität der Sozialen Netzwerke (Plattformlogik), welche bestimmte Medienpraktiken begünstigen. In diesem Zusammenhang wird die Übermittlung von Nutzerdaten zentrales Element zur Individualisierung der Medienangebote und zur Erzeugung von Datensammlungen bei Unternehmen und Organisationen. Couldry & Mejias (2018) verwenden den Begriff „Datenkolonialismus“, um zu verdeutlichen, dass datenorientierte Beziehungen zwischen Nutzer und Internetökonomie zu einem zentralen Mittel werden, mit dem wirtschaftliche Wertschöpfung geschaffen wird. Wenn Kinder zu Hause mit Familienmitgliedern, mit Freundinnen und Freunden oder allein das Internet nutzen, bleiben ihnen diese Datenbeziehungen in der Regel weitgehend verborgen. Der Begriff der Medienpraktiken scheint uns deshalb passend, da er nicht voraussetzt, dass die Akteurinnen und Akteure den Sinn dieser Praktiken und deren soziale, technologische und ökonomische Rahmenbedingungen voll erfassen. Entsprechend ermöglicht der praxistheoretische Zugang es, Kinder als Akteurinnen und Akteure von Medienpraktiken zu betrachten, ohne dass sie dabei als Urheberinnen und Urheber einer selbst zu verantwortenden Medienhandlung zu konzeptionalisieren sind. Gleichsam sind Kinder aus dieser Perspektive als „selbst handelnde mit „Agency“ ausgestattete Wesen“ (Lange, 2015, S. 92) zu betrachten,

die im Rahmen ihrer sozialen Beziehungen und Verflechtungen selbst handlungsmächtig sind und ihre eigenen Perspektiven haben.

Der Prozess der Mediatisierung kindlicher Lebenswelten, die öffentliche Diskussion über eine kindgemäße Mediennutzung und die Institutionalisierung der „Digitalen Bildung“ führen – so unsere Annahme – nicht dazu, dass Kindheit verschwindet, sondern vielmehr, dass in der Alltagskommunikation subjektive und geteilte soziale Konstruktionen von Kindern erweitert werden – etwa um Ideen des digital gefährdeten, des digital kompetenten bzw. digital gebildeten Kindes. Wenn Kinder in unterschiedlichen sozialen Kontexten mit digitalen Medien agieren, treffen sie somit auf soziale Konstrukte und Erwartungen, die ihre Handlungsspielräume begrenzen, ihr Handeln deuten und Reaktionen vorstrukturieren. Diese vielfältigen Positionen finden sich auch im öffentlichen Diskurs. So fordert z. B. der Präsident des Berufsverbands der Kinder- und Jugendärzte „Smartphones erst ab 11 Jahren!“ (Schmidt, 2019, 2) während in der Debatte um den Jugendmedienschutz konstatiert wird, dass die „digitale Volljährigkeit“ mit 10 Jahren beginnt (Erdemir, 2021). Andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler betonen hingegen, dass die Inhalte der Mediennutzung und die Lebenssituation der Kinder stärker berücksichtigt werden müssen (Blum-Ross & Livingstone, 2016). Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung und quantitativen Zunahme von Medienanwendungen werden die Phänomene, auf die sich diese sozialen Konstruktionen beziehen, insgesamt mehr und vielfältiger.³ Neben dem Mediatisierungsprozess wird diese Entwicklung begünstigt durch Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung, die unter anderem dazu führen, dass sich die konkreten Medienpraktiken der Kinder, die sozial moderiert und bewertet werden, zunehmend voneinander unterscheiden und dass deren Regulation dem individuellen Risiko-Chancen-Management ihrer Eltern bzw. ihrer Eigen-Verantwortung zugewiesen wird. Eltern sind damit in vielfältiger Hinsicht gefordert, da sie sich im Rahmen einer gesellschaftlich konträren Bewertung kindlicher Mediennutzung positionieren müssen, selbst eine Deutung der Chancen und Risiken für ihr eigenes Kind vornehmen müssen und dabei adäquate erzieherische Maßnahmen ergreifen

3 Pluralisierung, Individualisierung und die Ausdifferenzierung vielfältiger Medienpraktiken mit interaktiven Medien stehen Ansätze entgegen, die ausgehend von medienorientierten Beschreibungen einer Generation generalisierend auf kollektive Selbst- und Weltwahrnehmungen schließen. Statt der Rede von „Netz-Generation“, „Generation Google“, „Generation lebensunfähig“ zu folgen, soll die diesen Deutungsmustern zugrundeliegende These homogenisierender Funktionen hinterfragt werden.

sollen. Leben mehrere Kinder in einem Haushalt, sind darüber hinaus die unterschiedlichen Bedürfnisse und Entwicklungsstände der Kinder zu berücksichtigen. Dabei sind Eltern bisweilen selbst mit neuen digitalen Technologien und Herausforderungen konfrontiert, die in ihrer eigenen Kindheit nicht bekannt waren. Sie können damit kaum auf generationenübergreifendes Erfahrungswissen zurückgreifen. Dennoch ist die Familie nach wie vor die zentrale Sozialisationsinstanz in der Lebenswelt der Kinder. Wie die Aneignung digitaler Medien durch Familien moderiert ist, ist daher eine aktuelle Fragestellung und soll im Rahmen der vorliegenden Studie näher beleuchtet werden.

2. Sozialisation in einer mediatisierten Gesellschaft – Einordnung in das Forschungsfeld

Claudia Lampert & Rudolf Kammerl

Sozialisation bezeichnet den Prozess, bei dem sich Menschen mit ihren konstituierenden (biologischen) Grundlagen auf der einen Seite und den sie umgebenden sozialen sowie ökologischen Bedingungen auf der anderen Seite auseinandersetzen und dabei eine individuelle und soziale Persönlichkeit (Identität) entwickeln (Bauer & Hurrelmann, 2021). Diese Entwicklung befähigt Individuen, sozial kompetent zu handeln und den mannigfaltigen, sich immer wieder ändernden Erwartungen ihrer sozialen Umwelt gerecht zu werden, sich in diese zu integrieren und sie eigenaktiv weiterzuentwickeln. Vergesellschaftung meint im Sinne aktueller Sozialisationsbegriffe (Bauer, 2018) keine reine Anpassung an die bestehende Gesellschaft, sondern schließt neben dem Aspekt der Reproduktion auch deren Erneuerung mit ein. Diese Interdependenz individueller und gesellschaftlicher Entwicklung wird in der Sozialisationsforschung unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Ebenen der gesellschaftlichen Gesamtstruktur in unterschiedlichen sozialen Kontexten untersucht (Bauer & Hurrelmann, 2021). Für die Untersuchung kindlicher Sozialisationsprozesse bilden Familie, Peers und Schule zentrale Sozialisationsinstanzen, wobei die Familie zunächst das biografische Zentrum für die Kinder bildet. Sie lernen in ihren Herkunftsfamilien einen bestimmten Lebensstil und familiäre Praktiken kennen. Dabei ist es eine tendenziell zirkuläre Struktur, die sich im Sozialisationsprozess entwickelt. Das Kind findet eine Vielzahl menschlicher Praktiken vor, die es sich aneignet und mitgestaltet.

Das Kind trifft auf die durch den Habitus der Eltern erzeugten Praxisformen; es nimmt mit zunehmender Dauer umso kompetenter an diesen Praxisformen teil; und es reproduziert in dem Maße, in dem es seine Kompetenzen entwickelt, die Praxisformen, in die es einsozialisiert worden ist – Praxisformen, die für die soziale Lage seiner Eltern passen: Der Habitus reproduziert ‚als Instrument einer Gruppe ... in den Nachfolgern das von den Vorgängern Erworbene oder, einfacher, die Vorgänger in den Nachfolgern‘. (Bourdieu, 1982, S. 196)

Sozialisation bewirkt nach Bourdieu also gleichzeitig eine „soziale Vererbung der Kompetenzstrukturen“ (Liebau, 2014, S. 160). Dabei sind die familialen Praktiken zum einen durch die soziale Lage mit ihren materiellen, kulturellen und sozialen Ressourcen bestimmt. Zum anderen sind für Kinder die Merkmale der Beziehungen in der Familie von besonderer Bedeutung. Die Familienforschung charakterisiert die Bedingungen des Sozialisationsprozesses in der Kindheit mit Blick auf die Qualität von Eltern-Kind-Beziehungen insbesondere über die Dimensionen von Wärme versus Zurückweisung sowie von Kontrolle versus Autonomiegewährung (Steinberg, 2001). Erweitert man diese Elternperspektive um die der Kinder, korrespondieren hier Nähe und Distanz sowie Heteronomie und Autonomie¹ des Kindes. Kinder positionieren sich innerhalb der Familie, indem sie sich Familienmitgliedern zuordnen bzw. sich von ihnen abgrenzen. Im Entwicklungsprozess erwerben sie Kompetenzen und Handlungsfreiräume werden neu bestimmt. Dabei verändert sich die Bedeutung der verschiedenen Bezugspersonen und Kontexte mit steigendem Lebensalter. Durch den Eintritt in die Schule und durch die wachsende Bedeutung der Peers in der Adoleszenz verringert sich der Einfluss der Familie, ohne dass dieser aber verschwindet.

2.1 Familiäre Sozialisation im Wandel

Was unter Familie verstanden wird und welche Funktionen ihr zugeschrieben werden, ist aus historischer Perspektive einem stetigen Wandel ausgesetzt, da sich die Zusammensetzung und das Zusammenleben von Familien selbst ändert. War in den 1960er Jahren die bürgerliche Kleinfamilie noch normatives Leitbild, in der ein verheiratetes, gegengeschlechtliches Ehepaar mit seinen leiblichen Kindern die Familienform bildete, ist das inzwischen nach verschiedenen sozialen Veränderungen keineswegs mehr gesellschaftlicher Konsens. Familienwissenschaftlich wird festgehalten, dass Umbrüche in Ehe- bzw. Stabilitätsfragen, aber auch Änderungen

1 Autonomie und Heteronomie sind dabei nicht – wie in der Geschichte der Sozialisationstheorie bisweilen üblich – als dichotom und/oder normativ hierarchisiert (im Sinne von Autonomie = Emanzipation = normativ wünschenswert) zu verstehen, sondern relational zu fassen. Eine relative Autonomie bei sozialen Praktiken kann mit Zwängen einhergehen und/oder zu Heteronomie führen. So hat beispielsweise bereits Beck (1986) mit der „Risikogesellschaft“ verdeutlicht, wie im gesellschaftlichen Kontext der Individualisierung Kontingenzen zunehmend der Eigenverantwortung des Einzelnen zugeschrieben werden.

hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse dazu führten, dass Familienformen und innere Strukturen pluraler geworden sind (Hettlage, 1998). Auch wenn die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen heute noch zu rund 70 Prozent (Statistisches Bundesamt, 2016) bei ihren beiden leiblichen und verheirateten Elternteilen aufwachsen, sind die Anteile der Familien mit einem Elternteil oder mit unverheirateten Eltern angestiegen. Auch Patchworkfamilien oder Familien mit gleichgeschlechtlichen Partnerschaften haben quantitativ zugenommen. Gerade der Prozess der gesellschaftlichen Anerkennung letzterer Familienform und die gesetzliche Verankerung der gleichgeschlechtlichen Ehe verdeutlichen, dass einerseits sozial bestimmt wird, was als Familie anerkannt wird. Andererseits ist in verschiedenen Definitionen auch übergreifend erkennbar, dass das zunächst biologisch-anthropologisch bestimmte Generationenverhältnis grundlegend für die Konstitution von Familie ist. So sind neuere Definitionsversuche zum einen bemüht, hinsichtlich der Fragen von Ehe, Alleinerziehenden² und Geschlechterfragen Offenheit zu zeigen und zum anderen hinsichtlich des Zusammenlebens der (mindestens) beiden Generationen das Verhältnis so zu bestimmen, dass es sich von dem einer reinen Wohngemeinschaft unterscheidet. Die Erziehungswissenschaftlerin Hildegard Macha geht von einer Familie aus, wenn sich Erwachsene Kindern annehmen und sie dauerhaft erziehen und diese Verantwortung staatlich anerkannt ist:

Familie ist die primäre gesellschaftliche Institution zur Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen, die mindestens zwei Generationen umfasst und bei der die ältere Generation mit staatlicher Sanktionierung die dauerhafte Aufgabe der Erziehung, Bildung und Sozialisation bis hin zum Erwachsenenalter der Kinder wahrnimmt und hierfür die Verantwortung trägt. (Macha, 2009, S. 10)

Kern aktuellerer Definitionsversuche seit Ende des 20. Jahrhunderts bilden die generationale Ordnung, die soziale Anerkennung und die Übernahme von Aufgaben (Ecarius et al., 2011). Aus erziehungswissenschaftlicher und sozialisationstheoretischer Perspektive sind die Funktionen der Familie für Erziehung, Bildung und Sozialisation von besonderer Bedeutung. Die Familie gilt als primäre Sozialisationsinstanz. Grundlegende informelle

2 Unter „alleinerziehend“ werden im Folgenden Elternteile definiert, die in ihrem Haushalt ohne Partnerin bzw. Partner mit ihren Kindern leben und Erziehungs- und Betreuungsaufgaben weitgehend alleine übernehmen. Alleinerziehende bilden mit ihren Kindern eine Ein-Eltern-Familie. Lebt ein Paar mit ihrem Kind oder mehreren Kindern zusammen, dann spricht man von einer Kernfamilie (Böhnisch, 2009).

Bildungsprozesse finden zu Hause statt. Über Formen des sozialen Lernens werden Verhaltensweisen von Eltern und Geschwistern übernommen. Die Familie bildet in der Kindheit auch das primäre soziale Umfeld für selbstgesteuertes, exploratives Lernen. Zentrale Kenntnisse, Kompetenzen, Problemlösungsstrategien und motivationale Dispositionen werden somit im Familienkontext erworben. Dabei wird im erziehungswissenschaftlichen Diskurs zwischen den Erziehungs- und Bildungsintentionen der Eltern und dem darauf bezogenen Handeln einerseits und den funktionalen Sozialisationsprozessen die in den Familien stattfinden andererseits unterschieden. Darüber hinaus wird aber auch die Hilfs- und Schutzfunktion der Familie hervorgehoben. Das Verhältnis der älteren Generation zur jüngeren wird als Fürsorge-Beziehung gekennzeichnet, die sich auch dadurch manifestiert, dass Eltern vermeintliche und tatsächliche Risiken von ihren Kindern nach ihren eigenen Vorstellungen fernhalten. Vertreterinnen und Vertreter der Anti-Pädagogik etwa kritisieren, dass die pädagogischen Konstruktionen von Kindern als Noch-nicht-Mündige deren Rechte beschränkten und die Problematik der asymmetrischen Machtbeziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern relativierten (Schultheis, 2016). Kindheitssoziologische Perspektiven hingegen betrachten generationale Ordnungen stärker unter der Fragestellung von Reproduktion und Transformation von Gesellschaft.

In der Familiensoziologie wird mit dem „Doing-Family-Ansatz“ (Jurczyk, 2014, S. 50ff.) versucht, das Paradigma des Sozial-Konstruktivismus, demzufolge Wirklichkeit sozial konstruiert ist, für die Familienforschung nutzbar zu machen. Statt von einer teilweise normativ bestimmten Vorstellung von Familie auszugehen und ihre Aufgaben in den Blick zu nehmen, werden deren alltägliche soziale Praktiken betrachtet. Ausgehend von dem interaktionstheoretischen Konzept des „doing gender“ (Gildemeister, 2008), nach dem Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit sozial konstruiert wird, geht der Ansatz des „doing family“ davon aus, dass Familie nicht durch biologische Verwandtschaftsbeziehungen, sondern durch soziale Interaktionen bestimmt wird, die in vielfältiger Weise in Machtverhältnisse und Normalitätsvorstellungen eingebunden sind. Praxeologische Perspektiven auf die sozialen Praktiken von und in Familien gehen über die Analyse von Interaktionsbeziehungen hinaus und fokussieren stärker auf Konstitution und Reproduktion von Körperlichkeit, Materialität und Sozialität. Praktiken werden als körperliche Tätigkeiten und zugleich als gesellschaftliche Prozesse verstanden. Materielle Bestandteile dieser Praktiken werden dabei nicht als ein vorgelagerter, sondern als ein durch Praktiken modifizierter Realitätsbereich betrachtet. Ebenso werden Einstellungen als Bestandteil von Praktiken verstanden und nicht als geistige Entität,

2. Sozialisation in einer mediatisierten Gesellschaft – Einordnung in das Forschungsfeld

welche Praktiken verursachen. Dabei wird der traditionelle Subjekt- und Akteursbegriff, der handlungstheoretischen und interaktionistischen Theorieverständnissen zugrundeliegt, relativiert und soziale Praktiken immer zugleich als individuell und kollektiv verstanden. Familienmitglieder positionieren sich in der alltäglichen Auseinandersetzung miteinander im Kontext sozialer Erwartungen und Rollenanforderungen sowie materieller Gegebenheiten. Sie verhandeln anhand der für sie relevanten Brennpunkte und Spannungsfelder sowohl Macht-, als auch Nähebeziehungen sowie Vorstellungen von Normativität und Normalität (Schondelmayer et al., 2020). Gerade der Blick auf die soziale Herstellung und Verhandlung generationaler Ordnungen sowie von Gestaltungsfreiräumen bei neuen, gesellschaftlich weitgehend unbestimmten Fragen, bietet Anschlussmöglichkeiten für die Sozialisationsforschung. Bei der Bestimmung der Frage, welche Medien die heranwachsende Generation nutzen darf und welche nicht, zeigt sich auch, welche Rolle die ältere Generation ihren Kindern zuzuweisen versucht. Dies zeigt sich in besonderer Weise mit dem Deutungshorizont einer sich wandelnden Medienumgebung. Die permanente Erreichbarkeit durch mobile Endgeräte sowie die Nutzung sozialer Medien wie *WhatsApp*, *Instagram* oder *Facebook*, von Informationsangeboten wie *Google* und Unterhaltungsangeboten wie Online-Spielen führen zu dynamischen Aushandlungsprozessen, in denen bestimmt werden muss, wer wann mit welchen Geräten wie lange welche Inhalte nutzt. Dabei stellt sich unter anderem auch die Frage, ob und wie sich die Familie als solche in sozialen Medien inszeniert, aber auch, wie beispielsweise die Preisgabe persönlicher Daten und der Datenschutz zu handhaben sind.

2.2 Mediensozialisation in Familien

In der Sozialisationsforschung wurden Medien immer wieder als weitere tertiäre Sozialisationsinstanzen beschrieben (Hurrelmann, 2006, S. 32 f.). Unter diesem Ansatz werden (Massen-)Medien als zusätzliche, isoliert zu beschreibende Institutionen verstanden, die primär andere gesellschaftliche Aufgaben übernehmen, aber auch für die Sozialisation der Individuen bedeutsam sind. Vor allem in der Medienpädagogik herrscht hingegen zunehmend ein Verständnis vor, Medien als Einflussfaktoren zu konzipieren, die den kompletten Sozialisationsprozess durchdringen und prägen. Dieser Ansatz basiert auf der Annahme, dass Medien den Zugang zur und das Verständnis von Wirklichkeit grundlegend prägen und sich so auf alle Sozialisationsinstanzen auswirken (Vollbrecht, 2014, S. 117). Statt den Einfluss der Medien isoliert von den primären und sekundären Sozialisations-

instanzen zu betrachten, werden diese vermehrt als Bestandteil derselben in einer zunehmend mediatisierten Gesellschaft betrachtet. Familien, Schulen und Peergroups nutzen unterschiedliche Medien, aber es ist ihnen gemeinsam, dass sie diese vielfältig verwenden. Bei der Gestaltung von Peer-Beziehungen werden beispielsweise Social Media und Messengerdienste in vielerlei Hinsicht relevant. Die Selbstdarstellung im Netz, die Auseinandersetzung mit Rollen-Erwartungen und die Gestaltung der eigenen sozialen Rollen kann dabei funktional sein für die Bewältigung altersgemäßer Entwicklungsaufgaben. Gleichzeitig birgt Mediennutzung entwicklungsbeeinträchtigende Risiken in sich. Beispielsweise sind Cybermobbing und exzessive Internetnutzung Phänomene, die in der Adoleszenz häufiger auftreten, als in anderen Altersphasen und eine gesunde Entwicklung beeinträchtigen. Im Rahmen einer „gelingenden Mediensozialisation“ (Süss et al., 2013, S. 57) entwickeln Heranwachsende in der Auseinandersetzung mit Medien eine Medienkompetenz, die es ihnen ermöglicht, deren Potentiale zu nutzen und Risiken zu vermeiden.

In Familien nehmen Medien im Sozialisationsprozess insofern eine besondere Rolle ein, als sie bereits von Beginn an in der Lebenswelt des Kindes präsent sind und es über verschiedene Kontexte und Lebensphasen hinweg begleiten (Bachmair, 2007; Krotz, 2017; Tillmann & Hugger, 2014). Kinder wachsen heutzutage in digitalisierten, multimedialen Umgebungen auf, die zunehmend komplexer, konvergenter und personalisierter werden (Holloway et al., 2013). Sie nehmen schon sehr früh eine aktive Rolle ein, indem sie Medien aus dem existierenden Angebot auswählen sowie über Dauer und Ausgestaltung der Mediennutzung mitentscheiden. Zugleich werden die Zusammensetzung dieses individuellen Medienrepertoires, die Regeln für den Umgang mit Medien und die Erwartungen an die Mediennutzung auch durch andere Familienmitglieder – insbesondere durch die Eltern – mitbestimmt. Die Eltern nehmen dabei eine Gatekeeper-Rolle ein und bestimmen über den Zugang zu und die Nutzung von Medien mit. Zugleich sind sie Vorbilder, Co-Nutzende oder Beratende (Jiow et al., 2016; Lampert et al., 2012; Spanhel, 2006, S. 113). Dabei weisen der Umfang der Bildschirmzeit und die Medienpräferenzen von Kindern einen positiven Zusammenhang mit den Mediengewohnheiten der Eltern auf (Nikken, 2017). So prägt der elterliche Einfluss bereits in der frühen Kindheit spezifische Mediennutzungsmuster, die auch längerfristig stabil bleiben (Vollbrecht, 2003, S. 19). Medien sind damit Teil alltäglicher familialer Praktiken und der Familienstruktur an sich (Schlör, 2016; Theuernert & Lange, 2012). Denn der Wandel der Familienformen und familialen Strukturen kann geänderte Mediennutzung begünstigen: Nach einer Trennung oder bei multilokal verteilten Familien ist die Nutzung media-